

## Deutsche Siedlungen am Schwarzen Meere.

Im Frühjahr 1918 wurde es auch an der rumänischen Front wieder lebendig. Mehrere Kraftwagenkolonnen erhielten den Auftrag, die Wagen für weite Beförderung eines Sturmbataillons bereitzumachen. In der Operationsabteilung der Donauarmee wurde fieberhaft gearbeitet, die Kartenabteilung vervielfältigt Neudrucke, leichte Artillerie wird zusammengezogen. Niemand ahnte, wozu alle diese Vorbereitungen. Da ließ mich eines Tages der kommandierende General, dem ich als Korpspfarrer zugeteilt war, rufen. „Es geht tief hinein in die Ukraine, über Odessa hinaus, wir werden die Krim besetzen.“ Mehr bekam ich nicht zu hören. „In der Gegend von Odessa und weiter östlich“, fuhr der General fort, „sind zahlreiche deutsche Kolonien. Betrachten Sie es als Ihre Aufgabe, sich unserer deutschen Landsleute nach Kräften anzunehmen. Sehen Sie die Karte, hier liegt Landau, dort Worms, dort Speier.“ Damals hörte ich zum erstenmal von den blühenden deutschen Kolonien am Schwarzen Meer.

Mitte März, wenige Tage vor der großen Offensive auf Amiens, rückte ich mit der Sanitätskompagnie von Braila durch die rumänischen Linien über Galatz nach Keni vor, dem Sturmbataillon dicht folgend. Die Besetzung der Ukraine war gemäß dem Brest-Litowsker Abkommen als eine friedliche gedacht. Eine militärische Sicherung war indes wegen umherziehender Bolschewikenbanden geboten. In Keni, wenige Kilometer oberhalb der Donaumündung, erreichten wir die erste russisch-bessarabische Station. Bei grellem flackerndem Karbidlicht wurden wir in der Nacht verladen. Gegen Morgengrauen setzte sich der Zug in Bewegung. Die russischen Wagen sind bequem, selbst die dritte Klasse. Die größere Spurweite der russischen Bahn schafft mehr Raum für die Abteile. Für jeden Reisenden ist ein Liegeplatz vorgesehen. Die Möglichkeit hierzu wird auf sehr einfache Weise geschaffen. Am Abend werden die Rückenlehnen aufgeklappt und durch Niegel festgelegt; oben dicht unter der Wagendecke ist ein drittes Brett, in der zweiten und ersten Klasse entsprechend ein Polster; eine ähnliche Vorrichtung ist an beiden Seiten angebracht. Nach wenigen Stunden hält der Zug auf freier Strecke, der russische Zugführer will nicht weiterfahren,

er habe kein Heizmaterial. Man macht ihn darauf aufmerksam, daß noch Kohlen genug im Tender seien; er bleibt bei seiner Weigerung. Da schlägt ein Soldat vor, dem Russen eine Flasche — in Rußland nennt man den Inhalt Wutki — anzubieten. Das hilft. Der Wutki räumt die Feuerungsbedenken aus dem Wege. Wir wußten es wieder, wir sind in Rußland.

In Odessa, das kurz vorher von unsern Truppen besetzt war, wird ausgeladen. Fußmarsch nach Nikolajew, denn die Bahnstrecke ist noch von den Bolschewiken besetzt. Unser erstes Nachtquartier ist ein russisches Dorf. Ich bekomme meine Wohnung bei dem russischen Popen; in schwarzem Talar, mit langem, wallenden Haar und einer Art Birett, doch höher als unsere Priester es tragen, steht er vor mir. Ich suche ihm klarzumachen, daß auch ich ein Geistlicher sei. Er mustert meine Uniform, schüttelt langsam seinen Kopf, aber ein angenehmes Quartier bot er mir, denn gastfrei ist man in Rußland. Früh am Morgen geht es weiter auf der Landstraße, wenn man Feldwege so nennen darf. Feste, eigentliche Straßen gibt es in Rußland nur wenige, fast nur im Aufmarschgebiet gegen Deutschland, im früheren russischen Polen. Langsam zieht die Sanitätskolonne mit ihren schweren Wagen über den weichen Boden. Mit Spannung erwarten wir den Abend, denn unser nächstes Quartier ist ein deutsches Dorf. Richtig, gegen Abend wird ein spitzer Kirchturm sichtbar, das ist keine russische Kirche, die tragen alle die bekannten grünen Kuppeln. Die Fahrer treiben die Pferde zu größerer Eile an. Und nun kommt ein Augenblick, den ich nie vergessen werde. Am Eingang des Dorfes steht der Lehrer mit den Kindern. „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“, klingt es uns von frischen Kinderlippen tief unten am Schwarzen Meer entgegen. Allmählich versammelte sich das ganze Dorf; man hatte durch Vorposten bereits von unserem Kommen gehört. Das ist ein Begrüßen und Händedrücken und Umarmen. Jede Familie nimmt einige Soldaten mit zu sich ins Quartier. Und nun beginnt ein Erzählen und Ausfragen, es wird geschlachtet und geschmort und gebacken; hier in diesen gesegneten Gegenden kennt man noch keine Not. Ich gehe mit dem Pfarrer des ganz katholischen Dorfes zum Pfarrhaus. Wir waren schon durch manche schmutzige, russische Dörfer marschiert, rechts und links kleine niedrige Lehnhütten mit unsaubern Bewohnern; um so mehr fällt der Gegensatz auf, hier herrscht deutsche Sauberkeit und Ordnung, Bauart der Häuser schmutz und nett wie in Süddeutschland, vor jedem Haus ein kleines Gärthchen, die Dorfstraße entlang eine Allee aus Akazienbäumen.

Wir treten ins Pfarrhaus ein, schlicht und einfach, aber ungemein behaglich. Während wir unsere Eindrücke austauschen, muftere ich die Bibliothek ein wenig; so ziemlich alle theologischen Werke, die bis 1914 bei Herder und Pustet erschienen, sind da vertreten. Ich drücke mein Erstaunen aus. Wir betrachten Deutschland immer noch als unser Mutterland, wir waren bis Beginn des Krieges mit den deutschen Verhältnissen genau so vertraut, vielleicht noch besser als mit den russischen, erwiderte mein Konfrater; viele von uns hielten eine deutsche Tageszeitung, die „Rölnische Volkszeitung“ oder die „Germania“, theologische und andere Zeitschriften. Nun setzten wir uns hin und ich lasse mir die Geschichte des deutschen Völkchens erzählen, das in mehr oder minder dichten Siedlungen das Land zwischen der rumänischen Grenze und dem Kaukasus bewohnt.

Unter Katharina II. erhielt Rußland von den Türken das Randgebiet am Nordufer des Schwarzen Meeres. Türkische Mißwirtschaft hatte das so fruchtbare Land vollständig verkommen lassen. Um den Ackerbau wieder zu heben und auf die Vermehrung der dünnen Bevölkerung bedacht, rief Katharina zahlreiche Kolonisten, vor allem aus Süddeutschland, herbei, und bot ihnen günstige Ansiedlungsverhältnisse. Jeder Kolonist erhielt 20 Dessjätinen, 1 Dessjätine ungefähr gleich 1 ha, 4 Morgen, vorläufig nur pachtweise; das Land sollte aber in den Besitz des Ansiedlers übergehen, wenn er es richtig zu bewirtschaften verstand. Außerdem unterstützte die russische Regierung die Neuangekommenen mit Ackergerät, Fahrzeugen und Pferden.

Viele deutsche Familien, vor allem aus Süddeutschland, aus Württemberg, Bayern und Baden, ließen sich durch die ausgesandten Kommissare anwerben. In gewissen Zeiträumen mußten sich die Auswanderer an bestimmten Orten versammeln, um dann geschlossen nach Rußland überführt zu werden. Die wenigen schriftlichen Aufzeichnungen und die von Mund zu Mund fortgepflanzten Überlieferungen schildern den Transport mit allen seinen Schwierigkeiten und Entbehrungen. Die Besitzer kleiner Anwesen luden ihre wenigen Habseligkeiten auf einen Wagen und fuhren den langen Weg, die übrigen folgten zu Fuß. Harte Mühseligkeiten brachten auch die ersten Jahre in der neuen Heimat mit sich. Feste Unterkunft gab es auf der öden, wüsten Steppe nicht. Zelte und notdürftig zusammengezimmerter Baracken waren die Anfänge der jetzt so blühenden Kolonien. Deutsche Zähigkeit überwand alle Schwierigkeiten. Heute wird die Zahl der in Südrußland und an der Wolga meist in guten Verhältnissen lebenden Deutschen auf ungefähr eine halbe Million geschätzt.

Nicht wenige von ihnen zählten vor dem Kriege zu den Großgrundbesitzern. Güter von 1000 ha waren keine Seltenheit; es gibt ganze Dörfer, von denen jeder Kolonist ein Gut von 250 ha sein eigen nannte; wer nur 25—30 ha besaß, galt als armer Mann und war gleichzeitig Tagelöhner. Um den Wert dieser großen Besitzungen richtig zu schätzen, dürfen wir nicht vergessen, daß der Boden, den unsere Landsleute bebauen, im Bereich der wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit so berühmten russischen schwarzen Erde liegt. Gedüngt darf nicht werden, weil der Boden selbst fett genug ist; im Frühjahr oder Herbst streut der Bauer den Weizen in die Erde; wenn der Regen nicht ausbleibt, gibt es hundertfältige Ernte. Unsere deutschen sogenannten Börden können keinen Vergleich aushalten mit diesem gesegneten Boden. Groß war auch der Viehreichtum. Viele Bauern arbeiteten mit hundert und mehr Pferden. Zahlreiche Rinderherden wurden täglich auf die Dorfweide getrieben. Wie heute die Verhältnisse liegen, ist natürlich schwer zu sagen.

Interessant ist die Art der Ansiedlung. Gleich von vornherein schieden sich Katholiken und Protestanten, so daß in der einen Kolonie nur Katholiken, in der andern nur Protestanten wohnen. Das gegenseitige Verhältnis ist ausgezeichnet. Kirchlich unterstehen die Katholiken, ein Drittel der Ansiedler ist etwa evangelisch, dem Bischof von Tiraspol, der seine Residenz in Saratow an der Wolga hat. Dort befindet sich auch das bischöfliche Seminar und ein deutsches Gymnasium. Jedes Dorf hat seinen eigenen Geistlichen, der von der Gemeinde ohne jeden Staatszuschuß unterhalten wird. Die ganze heutige Geistlichkeit ist aus den Söhnen der Kolonisten hervorgegangen.

Für russische Verhältnisse glänzend ist auch das Schulwesen. Rußland kannte keinen Schulzwang, überhaupt kein geordnetes Schulwesen. Russisches Analphabetentum ist sprichwörtlich. Um so mehr ist anzuerkennen, daß in den deutschen Kolonien die Gemeinden selbst Volksschulen errichteten, die von den Kindern regelmäßig besucht werden. In letzter Zeit hat man sogar eigene Gymnasien gegründet, die wegen ihrer vorzüglichen Leistungen von der russischen Regierung das Öffentlichkeitsrecht erhielten. Kein Wunder, daß der Russe die Überlegenheit der fremden Ansiedler fühlt. Ich kam einmal zur Bestellzeit durch ein russisches Dorf und fragte einen Bauern, warum er noch nicht gesät habe. Der Deutsche drüben hat auch noch nicht angefangen und der weiß, wann es Zeit ist.

Das ist in großen Zügen die Geschichte unserer deutschen Landsleute an den fruchtbaren Gestaden des Schwarzen Meeres, wie sie mir der

Pfarrer der Kolonie erzählte. Für den folgenden Morgen, einen Sonntag, lud er mich ein, den Gottesdienst zu halten. Nach all dem, was ich gehört, war ich nicht mehr erstaunt über die geräumige, prächtige Kirche. Aus vollem Herzen konnte ich den Kolonisten zu dem treuen Festhalten an Religion und ererbter Vätersitte und Sprache gratulieren.

Im Laufe des Morgens rückten wir weiter nach Nikolajew, dem ehemaligen Kriegshafen der russischen Schwarzen Meer-Flotte. Fast ein Jahr hindurch durfte ich von dort aus neben der Militärseelsorge für die vielen deutschen Dörfer zwischen Nikolajew und Odessa sorgen. Rührend war die Anhänglichkeit der Kolonisten und ihre Sorge für unsere Soldaten. Wagen voll Schinken und Speck und Würste stellten sie mir für das Lazarett und die Garnison zur Verfügung.

Als Gegenleistung erbaten sich unsere Landsleute nur immer eines: der deutsche General muß einmal unsere Dörfer besuchen und sehen, wie treu wir unserem Vaterlande geblieben sind. Ich trug die Bitte dem Gouverneur der Festung, General v. G., vor, der natürlich sofort zusagte. Die Fahrt gehört zu meinen schönsten Kriegserinnerungen. Sobald wir uns einer Kolonie näherten, mußten wir aus dem Auto aussteigen; ein Sechserzug brachte uns im Galopp ins Dorf. Voran etwa 60 berittene Bauernburtschen. Vor der Kirche oder dem Schulhaus hatte sich das ganze Dorf versammelt; der Pfarrer hält eine begeisterte Ansprache, überall der Ausdruck größter Freude. „Wir wußten es“, ruft ein Bauer, „Deutschland würde uns nicht im Stiche lassen und uns nicht der Plünderung durch die Bolschewisten preisgeben.“ Dann wurden einzelne Gehöfte besichtigt, immer einstimmiges Urteil: genau wie bei uns zu Hause; wenn man es nicht wüßte, sollte man meinen, man sei daheim in Deutschland.

Große Pläne waren bereits erwogen, um unsere braven Landsleute wieder mehr mit Deutschland in Verbindung zu bringen; vorläufig hat der Krieg alle Hoffnungen zerschlagen. Aber eines ist sicher, wenn einmal wieder geordnete Verhältnisse in Rußland herrschen werden — vorläufig ist an eine Auswanderung dorthin nicht zu denken —, dann wird Südrußland manchen Deutschen, der gezwungen ist, sein Vaterland zu verlassen, ein neues, schönes Heim in deutscher Umgebung bieten können.

Paul Klein S. J.